Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 23

Artikel: Wanderameisen : Dschingis-Khan und seine Horden : ein Vergleich
Autor: Pesch, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670861

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wanderameisen
Dschingis-Khan und seine Horden

Ein Vergleich

Unter den ca. 4000 Ameisenarten, die die Wissenschaft heute kennt, hat sich im Laufe der Jahrtausende eine Art entwickelt, die heute noch der Schrecken der Schrecken für Mensch und Tier bedeutet, die Wanderameise.

Während fast alle andern Arten sich an irgend einem Ort niederlassen, um entweder ober- oder unterirdisch sich eine Heimstätte einzurichten, die sie oft jahrelang benützten, kennt die Wanderameise kein Heim, kein Nest. Ein unerklärliches Naturgesetz zwingt die Tiere zur ewigen Wanderschaft. Zum Unterschied der andern, die sich an Ort und Stelle der umsichtigsten Brutpflege widmen können, wird bei den Wanderameisen stets unterwegs geboren, gelebt und gestorben, immer schleppen sie ihre Brut in Form von Eiern, Larven und Puppen mit sich. Man kann nicht von einem eigentlichen «Wandern» bei diesen Tieren reden, es ist eher ein stets wildes ruheloses Dahinstürmen. Das sieht man in einem Film, den Dr. Kutter in Flawil in Kamerun aufgenommen hat, als er einem solchen Heereszug von Wanderameisen begegnete. Wie ein rasch fliessender Bach kommt das schwarz-braune Millionenheer dieser beutegierigen Tierchen im endlosen Zug daher. Eine seit Urzeiten bestehende unsichtbare Regierung oder Organisation leitet das Ganze. Das Heer wird gleichsam von Offizieren oder Spähern angeführt, die ihre nur für die Ameisen vernehmbaren Befehle erteilen.

Da kommt so ein Heereszug an einen Bach oder an einen Fluss heran, der Vormarsch ist gehemmt. Sie ballen sich ohne weiteres zu grossen, kugelförmigen Klumpen zusammen und lassen sich ins Wasser fallen. Je nachdem trägt sie dann die Flut ans andere Ufer oder sie gehen zugrunde, was für das ganze nicht viel zu bedeuten hat, die Zahl und die Fruchtbarkeit der Wanderameise ist unendlich. Am anderen Ufer geht dann die Wanderung weiter. Da entdeckt ein vorauseilender Späher in der Lichtung des Urwaldes eine Riesenschlange am Boden liegen, sie hat soeben ein Wildschwein hinabgewürgt und möchte sich nun mit ihrem angeschwollenen Leib zur Verdauung ins Dickicht zurückziehen. Sie hat die drohende Gefahr erkannt und versucht zu fliehen. Aber auf ein Signal des Spähers hin machen Anfang und Ende des Zuges blitzschnelle Flügelschwenkungen, im Nu ist die Schlange von ihren Todfeinden umstellt. Noch ein Signal und Hunderttausende stürzen sich auf den sich windenden Schlangenleib. Mit ihren messerscharfen Kiefern beginnen sie kleine Fleischteile herauszureissen, so lange, bis nach vielleicht 2—3 Stunden nur noch der Rückgrat mit den Seitenrippen des Opfers übrig bleibt. Und wieder zeigt sich die wunderbare Organisation in diesem furchtbaren Ameisenstaat. Die vordersten Ameisen, die zu den ersten Bissen kommen, reichen solche über ihre Köpfe nach Rückwärts, die hintern verhalten sich ebenso, bis die letzten Glieder im Heereszug ihren Anteil an der Beute erhalten haben. Dann geht die Reise weiter.

Im Urwald draussen hat ein Farmer in jahrelanger Arbeit mit Feuer und Hacke ein grosses Stück Land gerodet und auf dem so gewonnenen Boden sich Haus und Stall für Menschen und Tiere gebaut. Eine viel versprechende Plantage mit Bäumen und Nutzpflanzungen ist im Entstehen begriffen. Da fällt ihm eines Tages auf, wie Waldtiere aller Art, Kröten, Eidechsen, Schlangen, Wildschweine und rehartige Tiere fluchtartig über sein Land eilen und in der Ferne verschwinden. Der Farmer ist im Bild. Von einer Anhöhe aus beobachtet er, welche Richtung wohl der durch die Warner verkündete Heereszug der Ameisen einschlagen werde. Je nachdem macht er mit einer Glocke Alarm auf der Farm und zieht mit den Menschen und dem Stallvieh für etwa drei Tage in den Urwald hinaus, hernach kann er ruhig wieder zurückkehren, es droht ihm keine Gefahr mehr. Unterdessen sind die Wanderameisen wie ein schwärzlicher Strom in sein Haus, in seine Ställe eingedrungen bis unter die Schindeln seines Daches und haben Alles, aber auch Alles, was sich da an Ungeziefer aller Art eingenistet hatte, vernichtet und verzehrt. Keine Spinne, keine Schnecke, keine Ratte, Kröte oder Schlange ist mehr anzutreffen. Der Farmer dankt sogar den Ameisen für die gründliche Säuberung seines Heimwesens.

Wir haben das wahrheitsgetreue Bild dieses

Schreckens der Schrecken von Mensch und Tier absichtlich etwas ausführlich erzählt, weil die Wanderameisen mit ihrem Tod und Verderben bringenden Treiben an eine menschliche Gesellschaft mahnt, die einst wie ein Naturereignis über die Menschen hereinbrach, an Dschingis-Chan und seine Reiterhorden.

Ein Vorläufer von Dschingis-Chan war Attila, der Hunnenkönig, der etwa ums Jahr 400 von Asien her mit seinen Eroberungszügen gegen Europa begann. Er wurde von den damaligen Geschichtsschreibern als «Gosegisel», als Gottesgeissel bezeichnet. In der Nibelungensage spielt Attila und König Etzel eine grosse Rolle. Sein unseliges Andenken lebt auch heute noch in der Schweiz weiter als Eroberer und Zerstörer des Klosters St. Gallen.

Sein asiatischer Nachfahre Temudschin, d. h. eiserner Stahl, wurde im Jahre 1162 in der asiatischen Steppe als Sohn eines Mongolenhäuptlings geboren. Er sollte der grösste Menschenschlächter aller Zeiten werden. Es muss ein Uebermensch in des Wortes vollster Bedeutung gewesen sein. Aus dem dunklen gelben Mongolenschädel blitzten schlitzförmige Katzenaugen mit einer Tücke und Grausamkeit ohne gleichen hervor. Diese Anlagen waren aber zugleich mit einer unvergleichlichen Intelligenz und einem ungeheuren Herrscherwillen verbunden. Sein Vater Jessugei wurde in seiner frühen Jugend durch Gift umgebracht. Mit seinen Brüdern wuchs der Wildling in der Steppe auf und war bald ihr erklärter Führer. Kaum dass er gehen konnte, sass er schon im hölzernen Sattel, auf dem er zur Jagd und zu den Kriegsspielen auszog. Schon als junger Bursche hatte er es verstanden, alle umliegenden Stämme zu unterwerfen und tributpflichtig zu machen. Diesen wilden rohen Horden, auch im Aussehen fast Tieren gleich, brachte er absoluten, blinden Gehorsam bei. Opposition offener oder versteckter Art führte sofortigen Tod herbei. Aber angesichts der reichen Beute, die er stets von seinen Raubzügen heimbrachte und verteilte, erzog er sich seinen Anhang zu einer todesmutigen, unwiderstehlichen Reiterschar. Zu Hunderten, zu Tausenden, später zu Zehntausenden, brausten sie auf ihren kleinen, ausdauernden Pferden über die weite Steppe, überfielen die menschlichen Siedlungen, Dörfer, Städte, machten alles nieder und kehrten wieder in ihre heimatlichen, mit Filz bedeckten Zelte oder Jurten zurück. Die Organisation ihrer Raubzüge wurde immer weiter ausgebaut. Es fehlte weder an Nachschub, noch an Proviant für Mensch und Tier. Ihr Leben bestand nur noch aus Raub, Totschlag, Plünderung und Niederbrennen. Wie bei den Wanderameisen wurde immer unterwegs geboren, gelebt und gestorben. Immer mehr Ländereien unterwarf sich Dschingis-Chan. Schliesslich kam China an die Reihe, dieses uralte, in seiner Kultur so hochstehende Reich. Durch List, Verrat und Bestechung gelang es ihm, Durchgang durch die gewaltige chinesische Mauer zu finden, die seinerzeit zur Abwehr gegen räuberische Ueberfälle rings um das ganze Land errichtet worden war, in einer Ausdehnung, die ungefähr der Strecke von Schottland bis nach Konstantinopel entspricht und die heute noch unser Erstaunen hervorruft. Als die Mongolen einmal in China eingedrungen waren, begann ein beispielloses Morden, etwa 1½ Millionen Chinesen kamen dabei ums Leben. Unermessliche Schätze aller Art wurden auf den Begleitpferden des Herrschers in seine Residenz nach Karakorum abgeführt.

Nach China wurden weitere Länder auf diese Art und Weise heimgesucht, so Georgien, Armenien, Korea. Er drang sogar auf seinen kühnen Eroberungszügen über das Himalaya-Gebirge bis in die indischen Provinzen herab, überall Hunderttausende, Millionen von Menschen hinschlachtend. Stets standen ihm seine Söhne sowie ausgezeichnete Heeresführer zur Seite, ohne die er seine gewaltigen Heereszüge nicht hätte ausführen können. Dschingis Chan's Harem in seinen heimischen Jurten war unterdessen auf 500 Frauen angewachsen. Eine chinesische Prinzessin befand sich auch darunter, die er wegen ihrer Schönheit sehr liebte. Aber als sie sich bei seinen Annäherungsversuchen ihm verweigerte, erdolchte er sie kurzerhand.

Es gibt kein Beispiel in der ganzen Menschheitsgeschichte eines solchen nur auf Tod und Vernichtung gesinnten Herrschers wie dieses asiatischen Ungeheuers, der in seiner Wildheit höchstens mit dem Ausbruch eines Vulkans zu vergleichen ist.

Als in diesen Zeiten einmal zwei ungarische Mönche nach Inner-Asien gelangten, um dort das Christentum zu verkünden, fielen sie Häschern von Dschingis-Chan in die Hände. Statt sie sofort umzubringen, wurden sie in seine Residenz gebracht. Sie wurden dort sogar gut aufgenommen. Nach einer Weile entliess er sie wieder in

ihre Heimat, ihnen befehlend, ihren Obern zu verkünden, dass er demnächst in Ungarn erscheinen werde, zugleich anratend, auf jeden Widerstand angesichts seiner Uebermacht zu verzichten. Die Mönche kehrten heim und richteten die Botschaft getreulich aus, worauf sie beifügten, dass sie die ganze Unterhaltung in ihrer heimischen ungarischen Sprache geführt hätten, weil sie unbewusst in die uralte mongolische Heimat, von der einst die Ungarn ausgewandert waren, geraten waren.

Schliesslich und endlich musste auch Dschingis-Chan sterben. Sein Riesenreich wurde unter seine Söhne aufgeteilt. Ein Enkel des Herrschers Namens Timurlan machte die Welt dann noch einmal erzittern, aber nach 100 Jahren fiel das ganze Reich auseinander.

«Tand ist das Gebilde von Menschenhand», heisst es in einem Gedicht. Das stimmt für alle diese von Menschenhand gegründeten Weltreiche, von Alexander über Dschingis-Chan bis zum Römerreich und Napoleon, bis zum letzten «Godegisel», dessen 1000jähriges Reich innert kurzer Zeit zusammenbrach. Das dürfte auch mit der Zeit für das im Osten entstandene Riesenreich der Fall sein, das jetzt die abendländische Kultur so bedroht. Es ist, wie wenn ein Naturgesetz existieren würde, demnach keine Bäume in den Himmel wachsen. Die gewaltigsten Bäume werden alt, morsch und brechen im nächsten Sturm zusammen.

Ob aber je die Menschheit einmal die ersehnte Kulturstufe erreichen wird, die von Beethoven so gläubig besungen wird: «Alle Menschen werden Brüder», das wird dann später auf einem jetzt noch unbeschriebenen Blatt der Menschheitsgeschichte zu lesen sein.

H. Pesch

Fahrt ins Reife

Endlich. Der Sonnenhimmel bricht durch. Die Wolkenberge weichen. Warmes Herbstgold fliesst über die Dächer. Jetzt will ich radeln, froh und feierlich die leuchtenden Waldränder schauen.

Ich suche den Weg aus der Stadt, irgendeinen; immer auf den schlechtesten Strassen weiter, weil es dort nicht nach hartem Asphalt, vielmehr nach warmer Erde riecht, nach Acker und waldigen Gründen. Zwar knallt hie und da ein ungelegener Stein linkisch zur Seite; das schockierte Rad schättert sich über bucklige Rinnen eines undeutlichen Feldweges — aber es ist trockener, guter Boden und ein buntes Bild zu beiden Seiten: Fleissige Hände an kauernden Gestalten kramen eifrig in den frischaufgewühlten Furchen, lagern die saftigen Knollen in langen Bändern an Luft und Licht. Von der feuchten Erde befreit, liegen die Neugeborenen da: «Weltwunder», «Ackersegen», «Industrie», «Voran», lauter Namen, die sinnreich von der hohen Bedeutung reden: vom Brot, das in der Erde wächst.

Auf dem nächsten Feld sind die getrockneten Erdäpfel aufgelesen, stehen in grosse Säcke gefüllt auf einer langen Linie. Bald werden Pferde und Karren kommen.

Und am Rande des weiten Ackers, still im Glanz der geleisteten Arbeit.

Und immer wieder dasselbe Bild: Kartoffeln, Kartoffeln ... und Rüben. Vier Kinder hocken in gebrochener Reihe und bereiten sich kahle Weglein in den hellgrünen Krautwald.

«Du machsch si nid suuber!» ruft das hinterste vorwurfsvoll. Aber die eifrige Spitzenführerin lässt sich nicht stören, dreht einen mächtigen weissen Kolben ans Licht, befreit den dicken Leib von der lehmigen Krume und köpft ihn mit einem einzigen Schnitt. Ueppiges Kraut serbelt zu Boden. Die Rübe aber füllt eine grosse Lücke im gemauerten Häuflein. Dem kleinen Nacheiferer hintendran entfällt das Messer. Nein, so schnell geht das nicht. Schliesslich werden Vater und Mutter zufrieden sein, wenn sie den Acker ganz allein geerntet haben.

Es raschelt über mir. Ein Apfel quetscht auf den Weg, ein Himmelsapfel. Im Graben, beim Erdapfel, macht er Halt.

«Die schönsten fallen», grüsst jetzt der versteckte Mann auf der Leiter mit seinem zerrissenen Rockärmel. In langen, traubigen Aesten hangen sie herunter bis ins saftige Grün der